

Leseprobe aus:

Petra Oelker

Ein Garten mit Elbblick



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

FRÜHSOMMER 1881

Bis zu jenem Tag, an dem sie das Loch in der Hecke entdeckte, war Henrietta ein braves Kind mit einer großen Taftschleife im Haar. Wenn man acht Jahre alt ist, bedeutet ein Loch in der Hecke ein Tor zur Welt, zum Abenteuer, um hindurchzukriechen, braucht besonders ein braves Kind Mut und Bereitschaft zu rebellischen Momenten. Und Neugier? Die spürt ohnedies jedes Kind. Selbst wenn eine Reihe von Gouvernanten unermüdlich daran arbeitet, ihrem Schützling diese Untugend auszutreiben. Henrietta war auch ein stilles Kind, denn ihr Herr Papa hatte sie am liebsten, wenn sie brav *und* still war. Da es ihre Mama nur noch in ihren Träumen, auf dem Gemälde in der Diele und den beiden silbergerahmten Fotografien in Papas und Henriettas Zimmer gab, bemühte sie sich, immer brav zu sein, was überwiegend gelang. Bis eben zu jenem Tag, an dem sie das Loch in der Hecke entdeckte.

Mit acht Jahren war sie kein Dummerchen mehr, sondern ein Fräulein mit Erfahrung. Sie hatte nicht verstanden, warum Papa und Onkel Friedrich sich so amüsierten und Mademoiselle scharf den Atem einzog, als sie diese Neuigkeit beim Nachmittagstee auf der Terrasse kundgetan hatte. Natürlich wusste sie, dass es hinter der Hecke am Elbhang eine bunte und sehr gefährliche Welt gab, sie kannte sie auf eine Weise, die sich für ein Mädchen aus gutem Hause schickt: von der Kutsche aus, wenn

sie zu den Verwandten in die Villa mit den Türmchen, Erkern und dem noch größeren Garten fuhr. Papa sprach vom «dicken weißen Schloss», was sie in Gegenwart der Schlossbewohner allerdings keinesfalls wiederholen durfte. Einige Male war sie mit Mademoiselle auch mit dem kleinen Fährdampfer nach Hamburg gefahren, was sich schon sehr nach Abenteuer anfühlte, und im Sommer ging es in die Ferien nach Travemünde oder Scharbeutz, sonntags immer in die Nienstedtener Kirche, wo man einige sehr interessante Leute traf. Die rochen seltsam und trugen nur an sehr kalten Wintertagen Handschuhe.

Aber bis auf die Besuche im «Schloss» an der Außenalster verließ das Kind die im Vergleich zu benachbarten Anwesen bescheidene Villa am Elbhang nur in Begleitung der jeweiligen Gouvernante. Sie waren alle nicht mehr ganz junge Damen aus Frankreich oder der Schweiz. Seltsamerweise blieben sie nie lange, was wirklich nicht an Henrietta lag, dem braven Kind, sondern einerseits an Papa, der sich leicht in seiner Ruhe gestört sah, andererseits an den Damen, wenn sie sich in der Hoffnung auf eine angenehmere Zukunft zu sehr bemühten, ihrem Dienstherrn die Einsamkeit zu vertreiben.

In Henriettas achtem Frühling wachte eine Schweizerin aus Bern über ihre Erziehung. Ihr Französisch lag erheblich unter den Erwartungen Papas, der nicht bedacht hatte, in welchem Teil der Schweiz Bern lag, aber das machte sie durch ihre gemütliche Art und Erscheinung und den völligen Mangel an Ambitionen hinsichtlich des Hausherrn wett. (Leider heiratete Mademoiselle Ackermann schon nach einem Jahr Papas Weinhändler und zog mit ihm zur Gründung einer neuen Filiale nach Magdeburg, wobei strittig blieb, ob der Verlust eines verlässlichen Weinhändlers oder einer nachsichtigen Gouvernante schwerer wog.)

Mademoiselle Ackermann fand, kleine Mädchen sollten täglich üben, sich zwei Stunden selbst zu beschäftigen. Diese unendlich lange Zeit musste Henrietta einfach dazu verführen, einem über den Rasen hoppelnden Kaninchen zu folgen (die durch die Krone der alten Rotbuche hüpfenden Eichhörnchen waren leider unerreichbar) und bisher gemiedene, düstere Ecken des Gartens zu erkunden. Da niemand auf die Idee gekommen war, ein braves Kind mit einer Taftschleife im Haar könne überhaupt Lust dazu verspüren, war es nicht verboten worden. Ein echtes Versäumnis, das ihr Leben nicht nachhaltig verändern, aber doch weit in die Zukunft hinein beeinflussen sollte.

Womöglich war das Loch in der Hecke schon immer da gewesen und nur dem Blick des Gärtners entgangen; Papa spazierte niemals dorthin, wo aus Eiben und anderem, zumeist stacheligem Gesträuch eine kleine, das Anwesen hier nach außen hermetisch abschließende Wildnis gepflegt wurde. Womöglich war es erst im gerade vergangenen strengen Winter entstanden. Erstaunlich war nur, dass dieses Loch und auch das im dahinterliegenden Zaun bis in den Sommer hinein nicht geschlossen wurden. Beide waren gerade weit genug, dass ein großer Hund oder ein kleines Mädchen hindurchschlüpfen konnten, ohne Fell oder Kleid erheblich zu beschädigen.

So trat das kleine Fräulein Mommsen an einem frischen Tag Anfang Mai zum ersten Mal ohne Bewachung, ohne Schutz hinaus in die fremde Welt. Sie zögerte nur kurz und lauschte zurück in den Garten, doch niemand rief nach ihr oder befahl sofortige Umkehr. Es war ganz still, nur ihr Herz klopfte laut, als sie durch den schmalen, von weit über ihren Kopf aufragenden dunklen Hecken begrenzten Gang zur Elbe hinunterrannte, zum Strand. Dorthin, wo *die anderen* lebten, wo Mäd-

chen auch am Sonntag weder Taftschleifen noch Lackschuhe trugen, wo keine Gouvernanten und Klavierlehrer ihren verdienstvollen Tätigkeiten nachgingen und niemand Damastservietten benutzte, wo die Jungen unverschämt waren und die Messer locker saßen, alle Männer ständig fluchten und tranken, und die Frauen – was mit den Frauen war, hatte Henrietta nicht verstanden, jedenfalls waren sie offenbar keine Damen. All das hatte sie erfahren, als sie in ihrem Lieblingsversteck unter der Hintertreppe der Köchin und der vorletzten Gouvernante gelauscht hatte, die sich darin einig gewesen waren, das Leben unten am Ufersaum sei nur für Proleten, während Menschen von Feingefühl und Anstand nach oben, nämlich nach den vornehmen Villen und Parks auf dem Hochufer entlang der Elbchaussee strebten.

Der Gang hinter dem Loch im Zaun erschien zwischen den gepflegten dichten Hecken wie ein grüner Tunnel, er machte einen scharfen Knick, dann noch einen – und da war die Elbe, da war der Uferweg, und da waren auch – Proletenkinder?

Nach rechts verwehrt ein soliderer Zaun den Durchgang, dort gehörte auch der Strand zu den großen Anwesen am Geesthang. Nach links, nicht weit bis Teufelsbrück, wo im Sommer Spaziergänger flanierten und ganz Mutige im Fluss badeten, wo nun bald ein Hafen für die dahinterliegenden Dörfer gebaut werden sollte, saß ein Junge vorne auf einem in den Fluss ragenden Steg. Obwohl es erst Mai war, trug er weder Schuhe noch Strümpfe, dafür sah seine Jacke aus, als sei sie aus mehreren Schichten Stoff genäht. Sein Haar war sehr kurz, dick und blond, fast wie Stroh. Er saß ganz ruhig, in der Rechten eine Angelrute, aus der Linken stieg dünn feiner Rauch auf. Henrietta war beeindruckt, bis er die Hand an die Lippen hob und sie feststellte, dass es kein Zauberkunststück war, sondern

nur ein Zigarettenstummel. Gerade schnippte er den Rest in den Fluss, als sie sich heftig in den Rücken gestoßen fühlte, vorwärts stolperte und mit beiden Füßen im Wasser landete.

Ein Mädchen lachte, es klang überhaupt nicht freundlich. Hetty sprang zurück aufs Trockene, aber das Wasser hatte ihre feinen schwarzen Stiefeletten schon durchnässt. Sie drehte sich um, ängstlich und wütend zugleich, und blickte in ein frisches sommersprossiges Gesicht, in dunkle Augen unter rotblondem Haar. Das Mädchen war einige Jahre älter als sie, fast einen Kopf größer, fast schon kein Kind mehr.

Sie grinste breit. «Hast dich wohl verlaufen, was?» Sie gab Hetty wieder einen unsanften Schubs. «Pass mal gut auf, sonst schmelzen deine Zuckerfüße, und aus'm Wasser kommt ein Riesenaal, der frisst dich mit Haut und Haar und deiner blöden Schleife.»

Eine blitzschnelle Bewegung, und Henriettas Schleife war mitsamt einem dünnen Büschel Haare in der Schürzentasche des Mädchens verschwunden.

Ihr erschreckter Schrei hatte den jungen Angler herumfahren lassen; bevor das Mädchen zum nächsten Schubs gegen den Eindringling aus der feinen Welt ausholen konnte, war er da und fasste es grob am Arm.

«Was soll das, Martha?», sagte er. «Sie hat uns nichts getan. Willste wieder Ärger haben? Was hast du in die Tasche gesteckt? Gib's ihr zurück.»

Martha starrte ihn nur wütend an. Er war ein paar Fingerbreit kleiner als sie, trotzdem hatten seine Worte Gewicht.

«'ne Haarschleife», piepste ein zweites Mädchen, das vorsichtig abwartend bei einem struppigen Weidenbusch gestanden hatte und nun näher hüpfte. «So 'ne schöne Schleife.» Sie mochte zwei oder drei Jahre jünger als Henrietta sein, zumindest

sah sie so aus; sie war dünn, ihre Blässe wurde durch die ungesunden roten Flecken auf den Wangen nur betont, ihr Kleid aus drei Sorten aufgerauten Baumwollstoffes hing von ihren schmalen Schultern wie von einem Kleiderbügel, die dünnen Beine steckten in faltigen, an Knien und Knöcheln gestopften braunen Wollstrümpfen, die Füße in Holzgaloschen.

Da geschah etwas Seltsames. Henrietta, gerade in einer ihr fremden Welt angekommen, begriff eine wichtige Spielregel: Wer etwas will, muss etwas geben. Sie wusste noch nicht, *was* sie hier wollte, aber dass sie etwas wollte, irgendetwas, vielleicht einfach nur hier sein, mittun, das wusste sie, bevor ihr Verstand es begriff.

«Ja», stieß sie hervor, «so 'n großes schlappes Ding.» Sie bemühte sich, ihre Sprache nachlässig schleifenzulassen, was ihr tiefe Freude bereitete, denn es hätte Mademoiselle Ackermann und besonders Tante Lydia schockiert. «Hab sie ihr geschenkt, ich hab noch eine.»

«Stimmt das?» Der Junge blickte streng von einer zur anderen, und das Mädchen, das er Martha genannt hatte, starrte das fremde Kind wütend an. Überhaupt nicht dankbar. Aber ihre Hand blieb mitsamt der Beute tief in der Schürzentasche.

«Spiel dich bloß nicht so auf», fuhr sie den Jungen an. «Du bist ein Jahr jünger als ich, du ...»

«Halbes Jahr.»

Martha verdrehte die Augen, und das kleine Mädchen kicherte, trat noch einen Schritt vor und streichelte den weichen Stoff von Henriettas Kleid. «Ist das Seide?», fragte sie. «Oder Samt?»

«Nee.» Henrietta schüttelte den Kopf. Weder Samt noch Seide, das wusste sie, aber sonst? Wer machte sich schon Gedanken über einen Kleiderstoff? «Wenn du willst», sagte sie

zu dem dünnen Kind, weil ihr nichts Besseres einfiel, «bringe ich dir auch so 'ne Schleife mit.»

«Wirklich? Was willst du dafür haben? Ich hab nicht viel. Nur 'ne schöne Muschel, aber die ...» Das Kind schob die Unterlippe vor, ihre Augen sahen gefährlich nach Tränen aus.

«Nichts», beeilte sich Henrietta zu versichern, sie kannte sich mit der Unersetzlichkeit heimlicher Schätze aus. «Ich will nichts dafür haben. Die Muschel ist bestimmt wunderschön, behalt sie ruhig. Du kriegst die Schleife, wenn ...» Sie machte ein Gesicht, als denke sie furchtbar angestrengt nach, Papa und Onkel Friedrich fanden das immer sehr putzig. «Ja», sagte sie, als keiner der drei auch nur ein kleines bisschen amüsiert aussah, «wenn ich mal mit euch angeln darf.»

Der Junge nickte ernsthaft. Wie sich bei Henriettas nächstem Besuch am Steg herausstellen würde, war er der Bruder des kleinen und ein Nachbarkind des großen Mädchens. «Das geht», sagte er, «wir nehm' nämlich nichts geschenkt von Leuten, die wir nicht kenn'n.»

So begann ein langer Sommer heimlicher Freiheit, gestohlener Stunden. Wer nun glaubt, er habe für Henrietta das reine Glück bedeutet, hat vergessen, wie es war, damals in solchen Sommern im Taftschleifenalter. Erstaunlich blieb, dass Mademoiselle Ackermann niemals fragte, wo und auf welche Weise ihr Schützling in der Sicherheit des Gartens Kleider und Schuhe derart ramponierte, Knie zerkratzte, einmal, als die Brombeerranken am Elbhang gar zu stark geworden waren, sogar das Gesicht. Sie fragte auch nie nach dem Verbleib mindestens sechs verschwundener Taftschleifen verschiedener Größen und Farben. Wäre es nicht ihren Pflichten zuwidergelaufen, hätte man vermuten können, sie zeige so etwas wie einen Anflug heimlicher Zufriedenheit, wenn Henrietta wieder einmal

ihrer Aufsicht entkommen war, was für gewöhnlich ein- oder zweimal in der Woche geschah.

Nach Kalendertagen gerechnet waren Henriettas Ausflüge in verbotenes Land und fremdes Leben nicht von langer Dauer, die Flucht aus der Sicherheit und Geborgenheit des väterlichen Besitzes gelang ihr nur bis in die letzten Junitage. Dann folgten vier Wochen Sommerfrische in Travemünde mit Papa, Mademoiselle und einigen der Verwandten aus dem «Schloss», bei der Rückkehr fand Henrietta die Lücke in der Hecke und das Loch im Zaun geschlossen. Als phantasievolles Kind hätte sie vielleicht nach einiger Zeit gezweifelt, ob es sie überhaupt gegeben hatte, ob sie die Stunden im Leben der anderen nur geträumt hatte. Aber wo sonst hätte sie lernen können, auf zwei Fingern zu pfeifen wie ein Fischerjunge und mit der Flitsche auf Eichhörnchen oder die Teetasse von Mademoiselle Ackermanns Nachfolgerin zu schießen?

Auch darüber hinaus hatte sie in diesen Wochen eine Menge gelernt. Nur mit dem Angeln hatte es nicht geklappt. Kein einziger Fisch war an ihrem Haken geblieben.

Kapitel I

JULI 1895
IN DER NACHT VON MONTAG
AUF DIENSTAG

Er empfand die Verabredung mitten in der Nacht als angenehm. Vielleicht war angenehm nicht ganz das treffende Wort. Anregend? Aufregend? Von allem etwas. Es war eine Stunde, die schlichte Schatten zum großen Theater, vage Geräusche zur Bedrohung aus dem Hinterhalt machte. Doch die Stadt war trotz der engen, von hohen Fassaden gesäumten Straßen nicht ganz düster, der Mond hing über den Dächern, und die Straßenlaternen brannten noch, was er für Verschwendung hielt – wenn es auch nicht so still war wie nachts in seiner erheblich kleineren Heimatstadt, war doch kaum noch jemand unterwegs. Selbst die Straßenbahnen und Pferdeomnibusse, von denen einige Linien bis nach Mitternacht verkehrten, fuhrten nun nicht mehr, die Theater, sogar die frivolsten der Varietés, hatten lange genug geschlossen, dass deren Besucher schon zu Hause oder in den Hotels angekommen waren. Hier in der Nähe des Hafens gab es zudem Kaschemmen für die letzten Nachtschwärmer, auch Bordelle und Hinterzimmer für Karten und Würfel, aber bisher war er niemandem begegnet, der der Beachtung wert gewesen wäre.

Trotzdem blieb er wachsam, patrouillierenden Schutzleuten wollte er ebenso wenig über den Weg laufen wie

irgendwelchem dunklen Gelichter. Heiterkeit stieg in ihm auf, vom Bauch, diesem unvernünftigen, gleichwohl verlässlichen Freund, direkt hinauf in den Kopf, und ließ ihn lächeln. Noch vor zwei Wochen hatte er nur zwei Optionen für seine Zukunft gesehen: den ehrenvollen Tod mit der Pistole oder die heimliche Flucht Richtung Australien oder über den Atlantik nach Westen, von New York ging die Eisenbahn nun bis nach San Francisco am Pazifik. Natürlich war diese Ehrenschießerei absurd. Also hatte er sich nach annehmbaren Schiffspassagen erkundigt, diskret und ganz allgemein. Wenn man ein neues Leben in Angriff nahm, einen neuen Anfang wagte, tat man das klugerweise, ohne dass jemand darum wusste. Sollten doch alle denken, er sei in der Nacht über Bord gegangen. So war es am besten.

Nun hatte sich alles gewendet. Das Leben war immer für eine Überraschung gut – eine banale, aber wunderbar zutreffende Feststellung. Womöglich war es nun gar nicht mehr nötig, zu verschwinden? Es war trotzdem die beste Option, Glück war ein launisches Ding. Außerdem brauchte er frischen Wind, sein Leben war von zu vielen Erwartungen, Pflichten und Vorschriften eingeschnürt, es fühlte sich erstarrt und staubig an. Und wenn er nun noch ein wenig mehr riskierte, wurde der neue Anfang in einem der Länder hinter dem Horizont sogar halbwegs komfortabel. Was er in diesem übermütigen Gefühl von Aufbruch und Abenteuer beinahe bedauerte. Ganz unten anfangen – das war die echte Herausforderung. Natürlich fing einer wie er nie ganz unten an.

Schritte kamen näher, gleichmäßig und gemächlich, Stiefel in doppeltem Klang. Zwei Männer. Es hörte sich mehr nach Patrouille als nach Flaneuren an. Er duckte sich tief hinter einen vor einer Eisenwarenhandlung abgestellten Karren. Wenn sie

ihn dort entdeckten, konnte er behaupten, etwas zu suchen, eine Münze oder einen Schlüssel, immerhin steckte ein perfektes Passpapier in seiner Tasche. Er sah unter dem Karren hindurch ein Paar Uniformstiefel aus grobem Leder, die verrietten den einfachen Schutzmann, und ein Paar gut gearbeitete Herrenstiefeletten. Die Männer blieben nur zwei Meter vor dem Karren stehen, er hörte ihre Stimmen, zu leise, als dass er verstand, worüber sie sprachen. Dann gingen sie weiter, nun mit entschlossenen Schritten. Als er vorsichtig über den Karrenrand blickte, sah er sie bei der nächsten abzweigenden Gasse stehen bleiben. Gleich darauf waren sie von der Dunkelheit verschluckt.

Noch einen Atemzug lang verharrte er bewegungslos im Schatten und lauschte, dann glitt er hinter dem Karren hervor und ging rasch weiter. Rasch und beinahe geräuschlos.

Nicht geräuschlos genug.

Am Rand des gepflasterten Platzes blieb er stehen, hier war es noch heller. Die Längsseite wurde vom Zollkanal begrenzt, an dessen anderem Ufer wuchsen die neuen Speicher mit ihren Simsen und Türmchen in den Nachthimmel. Hier verlief die nördliche Zollgrenze zum Freihafen, hier patrouillierten Zöllner, zu Fuß und zu Boot. Niemand war so misstrauisch wie Zöllner.

In wenigen Stunden wimmelte es auf dem Platz von Marktleuten mit ihren Körben und Karren voller Obst und Gemüse aus den Vierlanden und der großen Zahl ihrer Kundschaft. Jetzt war niemand zu sehen. Nicht einmal ein Gasenkehrer oder einer der Kehrriechwagen, die in den Nächten für die Sauberkeit der Straßen und Plätze sorgten. Der Brunnen Aufsatz hob sich dunkel, in den Laternenhaltern filigran, vom Nachthimmel ab. Es waren nur wenige Schritte. Er ließ

den Blick rasch über die Hauseingänge gleiten, dann auf die andere Seite zur Wandrahmbrücke, dort führte eine Treppe hinunter zu den Anlegern, auf der sich jemand verbergen konnte.

Immer noch war niemand zu sehen. Vielleicht war er ein paar Minuten zu früh. Bevor er seine Uhr aus der Tasche gezogen hatte, schlug die Glocke von einer der Kirchen. Er war pünktlich, auf die Minute.

Hinter keinem Fenster der den Platz säumenden Häuser brannte ein Licht, die Laternen auf der Brücke und am Rand des Platzes glommen nur noch mit müdem Schein, nur die am Brunnen leuchteten heller. Er hörte keine Schritte mehr, einige Straßen entfernt klapperten müde Hufe über das Pflaster, ratterten eisenbeschlagene Räder, es klang, als entfernten sie sich. Da mochte doch einer der Straßenkehrerwagen in der Nähe sein.

Allmählich fühlte er Unruhe aufsteigen. Er konnte nicht ewig hier stehen, er musste sich zeigen, womöglich wurde er längst erwartet, von einer anderen dunklen Ecke aus. Er löste sich aus dem Schatten der Hauswand und ging, wie es verabredet war, zum Brunnen. Vielleicht fand sich dort eine Nachricht. Oder ein kleines diskretes Päckchen? Auch gut. Nein, es war nicht gut. Auf seinem Weg durch die dicht bebauten Straßen mit ihren labyrinthischen Durchgängen, mit Kellertüren, Schuppen und düsteren Löchern hatte er sich nicht gefürchtet, die wenigen Schritte über den freien Platz hingegen fand er bedrohlich. Was lächerlich war, Gefahr lauerte in dunklen Gassen oder Höfen, auch im Gedränge, aber nirgends war man sicherer als an einem übersichtlichen Ort, einem Platz, auf dem man von vielen gesehen werden konnte.

Tatsächlich wurde er nur von einem gesehen. Und der hatte

auf ihn gewartet. Als der Mann, der sich auf ein neues Leben freute, den Brunnen erreichte, hörte er ein Geräusch – nicht die erwarteten Schritte auf dem Pflaster, sondern einen leisen Pfiff. Er drehte sich um, erleichtert, alles lief nach Plan ...

Das Messer hörte er nicht, dabei heißt es, wenn ein Messer durch die Luft saust, höre man es wie einen scharfen Windzug. Er hörte nichts. Auch spürte er im ersten Augenblick nichts, und als er es im zweiten doch spürte, war es nur noch ein kurzer Moment des Staunens. Dann gaben seine Beine nach, sein Herz hörte auf zu schlagen, das tiefrote stoßweise Sprudeln aus seinem Hals gerann schnell zum Sickern.

* * *

Etwa zur gleichen Stunde passierte die *Lilly Prym* Brunsbüttel. Der Fährdampfer hatte Verspätung. Auf der Fahrt zwischen Themse und Elbe hatte er Stunde um Stunde am Rand einer Sandbank nahe den Ostfriesischen Inseln gedümpelt. Die Englandfähren waren bekannt für ihre Pünktlichkeit, ausgerechnet diese hatte fast einen ganzen Tag länger gebraucht als geplant, irgendetwas war mit der Maschine gewesen. Es hatte Stimmen gegeben, die zumindest ein freies Abendessen als Entschädigung forderten. Dem hatte der Kapitän nachgegeben, das freie Bier zur Beruhigung der Nerven jedoch strikt verweigert. Bier beruhigte die wenigsten – er kannte kaum Übleres als randalierende Passagiere, nur Springflut bei Vollmond und Sturm von Nordwest.

Die *Lilly Prym* hatte wieder Fahrt aufgenommen, die Passagiere schliefen in ihren Kabinen, in den Aufenthaltsräumen und wo immer sich eine ruhige Ecke fand. Henrietta Winfield aus Bristol hatte nur wenig Schlaf gefunden, sie quälte die

Gewissheit, zu spät zu kommen, zugleich fürchtete sie das Ende der Fahrt.

Sie war völlig überstürzt zu dieser Reise aufgebrochen, alle Kabinen waren vergeben gewesen. Sie hatte Glück, eine andere alleinreisende Dame überließ ihr das zweite Bett in ihrer Kabine. Dafür erachtete Mrs. Bell aus Chelsea es als selbstverständlich, dass ihr die zweiundzwanzigjährige Mrs. Winfield Gesellschaft leistete, was bei Mrs. Bells außerordentlichem Mitteilungsbedürfnis ein hoher Aufpreis war. Schon in Höhe der Inseln vor der holländischen Küste war Henrietta bestens über die prominenteren Bewohner des feinen Chelsea in Londons Westen informiert, vornehmlich über pikante Affären, einschließlich der einiger Butler, und Verbindungen zum Königshaus – ein in England unvermeidbares Thema.

Als junge Dame aus guter Familie beherrschte Henrietta Winfield alle Spielarten des Smalltalks. Also hatte sie ein interessantes Gesicht gemacht, hin und wieder ein ›Ist es die Möglichkeit?‹ oder ›Wirklich? Kaum zu glauben!‹ gemurmelt oder leise Missbilligung mit der Zunge geschmalzt und war dabei nur ihren eigenen Gedanken gefolgt. Als Mrs. Bell endlich ihrer Schläfrigkeit nachgab, murmelte sie, es sei ihr immer eine Freude, sich mit einer gebildeten jungen Dame auszutauschen.

In Cuxhaven waren die Männer vom Zoll an Bord gekommen, sie kontrollierten nun im Bauch des Schiffes Ladung und Reisekoffer. Das Handgepäck der Passagiere folgte später, wenn alle wach und wieder an Deck waren. Mrs. Bell schlief tief und fest, als Henrietta die stickige Kabine verließ. Sie sehnte sich nach frischer Luft und dem weiten Blick, den sie immer als Erstes erinnerte, wenn sie an diesen Fluss dachte, an dem sie aufgewachsen war.

Die Morgendämmerung war erst zu ahnen, doch aus dem

Speisesaal kamen schon Stimmen, Geschirr und Besteck klapperten, es roch nach Tee, Spiegeleiern und angebranntem *porridge*.

Die *Lilly Prym* stampfte wieder in stoischem Gleichmut durch die Fluten, das auflaufende Wasser gab ihr Schwung. Die beiden Ladebäume und der Schornstein zeichneten sich gegen den Himmel ab, an dem die letzten Sterne verblassten.

«Take care, Missy», brummte ein vorbeistolpernder Matrose, als sie sich über die Reling lehnte, das Gesicht in die Brise hielt und die Augen schloss. Ihr Besuch an der Elbe war seit geraumer Zeit geplant gewesen, der erste nach einer Reihe von Jahren, sie hatte sich darauf gefreut wie ein Kind. Umso mehr, als es seit ihrer Hochzeitsreise vor zwei Jahren auch die erste gemeinsame Fahrt mit Thomas hätte sein sollen. So steckte sie tief in den Vorbereitungen, als das Kabel mit der Nachricht kam.

Sie hatte nicht wirklich erfasst, was das Telegramm in dürren abgehackten Worten mitteilte, es blieben nur Worte. Sie hatte den nächsten Zug nach London genommen, allein, ohne die Begleitung zumindest einer Bediensteten, von dort das Schiff nach Hamburg. Nun war das vertraute Ufer schon nah, und sie hatte immer noch das Gefühl, in einem Wartesaal zu verharren. Bis der Inhalt des Telegramms begreifbar sein würde, die Nachricht vom Tod ihres Vaters.

Plötzlich fühlte sie tiefe Verlassenheit und die Sehnsucht nach Thomas wie einen Schmerz in Körper und Seele. Sie hätte gerne geweint, hier, wo niemand sie sah oder hörte, aber ihre Augen brannten nur von der Schlaflosigkeit der Nacht und sie beschloss, tapfer zu sein, sich kühl zu zeigen, wie es sich für eine erwachsene Frau gehörte. Überhaupt war es ein guter Schmerz, er bewies, wie sehr ihr Mann ein Teil von ihr war und dass sie sich geirrt hatte, als sie an ihrer Ehe zweifelte.

In wenigen Tagen war Thomas da und stand ihr bei, sobald er seine Verpflichtungen in Antwerpen erfüllt hatte, das hatte er versprochen. Inzwischen musste er ihr Kabel bekommen haben und verstehen, warum sie so überstürzt ohne ihn abgereist war. Und natürlich bemühte er sich nun noch mehr, seine Geschäfte rasch abzuschließen, um direkt nach Hamburg zu reisen.

Geschäfte schnell abschließen – ging das überhaupt? Sie verstand so wenig davon. Tatsächlich wusste sie gar nichts. Besonders im zweiten Jahr ihrer Ehe war er häufig nach London gefahren, ab und zu auch auf den Kontinent. Und immer hieß es nur: in Geschäften. Es gehe um die Verwaltung des Familienbesitzes, hatte er auf ihre Frage erklärt, da müsse er sich oft beraten, die Gelder klug anlegen – mit solchen Angelegenheiten wolle er sein liebstes Mädchen aber gewiss nicht langweilen, alles diene ihrem behaglichen und sicheren Leben. Dann hatte er sie auf die Stirn geküsst und war davongeeilt.

Sie hätte es gerne genauer gewusst, er war ihr Mann, und sie liebte ihn, also wollte sie wissen, womit er seine Tage verbrachte, was er dachte, was ihn bewegte, aber sie hatte nie weitergefragt. Es war sein Familienbesitz und im Übrigen Männersache.

«Mrs. Winfield? Verzeihen Sie, wenn ich Sie einfach anspreche. Ich dachte, Sie mögen vielleicht eine Tasse Tee.»

Es war eine männliche Stimme, und sie klang auf unaufdringliche Weise besorgt. Eine seltene Kombination, fand Henrietta und drehte sich um. Neben ihr stand ein Mann im zerknitterten Sommeranzug, das sehr kurz geschnittene Haar war in der beginnenden Dämmerung hell wie sein Gesicht. Sie erinnerte sich an ihn, er hatte beim Abendimbiss am Nachbartisch gegessen. Nun reichte er ihr eine Tasse mit dampfendem Tee und lächelte auffordernd.